

Michael Klein

Die nationale Identität der Deutschen

Commitment, Grenzkonstruktionen
und Werte zu Beginn des 21. Jahrhunderts



Springer VS

Die nationale Identität der Deutschen

Michael Klein

Die nationale Identität der Deutschen

Commitment, Grenzkonstruktionen
und Werte zu Beginn des 21.
Jahrhunderts

Michael Klein
Schwäbisch Gmünd, Deutschland

D100

ISBN 978-3-658-04014-7

ISBN 978-3-658-04015-4 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-04015-4

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.
www.springer-vs.de

Vorwort

Diese Arbeit wäre ohne die vielfältige fachliche und persönliche Unterstützung, die mir während meiner Zeit am Lehrstuhl für Soziologie der Universität Hohenheim zuteilwurde, nicht möglich gewesen.

So danke ich Paul J. Kohtes und der Identity Foundation, Düsseldorf, an deren Forschungsprojekt zur nationalen Identität ich mitwirken durfte. Die Daten, die mir freundlicherweise für eine vertiefte Auswertung zur Verfügung gestellt wurden, bilden eine tragende Säule meiner Studien.

Professor Dr. Volker Hoffmann danke ich für seine Bereitschaft zur Zweitbegutachtung meiner Arbeit und für die unkomplizierte und wohlwollende Betreuung.

Mein akademischer Werdegang ist durch das in jeder Hinsicht bereichernde Miteinander am Lehrstuhl für Soziologie geprägt. Für ihre Offenheit zum gegenseitigen Austausch und ihren Zuspruch, für die vertrauensvolle Zusammenarbeit und für viele beglückende gemeinsame Tage danke ich meinen Kollegen und Freunden Ulrike Bunz, Nikolas Gebhard, Eva Klinkisch, Anne Pollmann, Ruza Seidl und Anne Wolf. Zu besonderem Dank bin ich Dr. Andreas Bunz verpflichtet, der neben vielen Fähigkeiten auch die Gabe besitzt, Menschen zu fördern. Hiervon habe ich sehr profitiert. Mein tiefer Dank für meine Frau Birgit Klein bedarf an dieser Stelle keiner weiteren Erklärung.

Schließlich danke ich meinem Doktorvater, Professor Dr. Eugen Buß, der mir nicht nur aufgrund seiner fachlichen Autorität, sondern auch wegen seiner persönlichen Integrität und seines empathischen Charakters ein Vorbild ist. Neben aller funktionalen Aspekte seiner fördernden Betreuung war es vor allem seine ansteckende Begeisterung für die Soziologie, die mich vom Beginn bis zum Abschluss dieser Arbeit inspiriert hat.

Ich widme dieses Buch jener Gemeinschaft von Soziologen, die in den vergangenen Jahren unter dem Pseudonym „der Lehrstuhl“ zu einem verbindenden Bestandteil unserer individuellen Biographien geworden ist.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	5
Inhaltsverzeichnis	7
Tabellenverzeichnis	11
Abbildungsverzeichnis	13
Abkürzungsverzeichnis	15
1 Einleitung.....	17
2 Drei Perspektiven auf die nationale Identität	21
2.1 Das Commitment mit der Nation	21
2.1.1 Nationale Identität als soziale Identität	25
2.1.2 Nationale Identität als Maßstab der Orientierung	27
2.1.3 Fazit: Die Dimension des nationalen Commitments	29
2.2 Die soziale Konstruktion der Nation.....	30
2.2.1 Exkurs: Die historische Entstehung der modernen Nation.....	31
2.2.2 Grundzüge einer konstruktivistischen Perspektive nationaler Identität	38
2.2.3 Die Grenzen der nationalen Gemeinschaft.....	52
2.2.4 Fazit: Die Bestimmung nationaler Identität über die vorgestellten Gemeinsamkeiten	60
2.3 Die kulturelle Identität der Nation	62
2.3.1 Die kollektive Identität der Werte	64
2.3.2 Ist die Nation eine ‚echte‘ oder eine ‚vorgestellte‘ Gemeinschaft?.....	73
2.3.3 Fazit: Nationale Identität als kulturelle Identität.....	76
2.4 Ist nationale Identität gut oder schlecht?.....	77
2.4.1 Die Chancenstruktur des nationalen Commitments	79
2.4.2 Gefahren des Ausschlusses, der Abwertung und der Desintegration	84
2.4.3 Patriotismus und Nationalismus.....	89
2.4.4 Fazit: Die Konsequenzen nationalen Commitments	92

2.5	Zusammenfassung: Das Forschungsprogramm zur nationalen Identität	93
2.5.1	Nationale Identität als soziale Identität	93
2.5.2	Nationale Identität als kollektive Identität	94
2.5.3	Drei Leitfragen zur nationalen Identität der Deutschen	96
2.5.4	Methodische Anmerkungen zur Datengrundlage	98
3	Das nationale Commitment der Deutschen.....	99
3.1	Die gefühlte Zugehörigkeit zur Nation und ihre subjektive Bewertung.....	99
3.1.1	Lieber deutsch oder lieber eine andere Nationalität?	102
3.1.2	Die Quellen der Verbundenheit.....	107
3.1.3	Der Stolz auf die Nation.....	112
3.1.4	Schamgefühle über das eigene Deutsch-Sein.....	123
3.1.5	Die Bedeutung des nationalen Commitments im europäischen Kontext.....	124
3.1.6	Ein erstes Zwischenfazit zum nationalen Commitment	133
3.2	Der Einfluss des Geschichtsbildes auf das nationale Commitment	133
3.2.1	Historische Unbeschwertheit und Verantwortung.....	135
3.2.2	Ein Zwischenfazit zum Zusammenhang von Geschichtsbild und Commitment	145
3.2.3	Einstellungen zum militärischen Handeln.....	146
3.3	Ein neuer Patriotismus oder doch nur eine nationale Party?.....	151
3.3.1	Ein neuer Patriotismus wird sichtbar	156
3.3.2	Das eigene Leben für das Vaterland opfern	159
3.3.3	Engagement und Verpflichtung in Deutschland	161
3.3.4	Nationale Solidarität in Deutschland.....	165
3.3.5	Ein Zwischenfazit zu Patriotismus und nationaler Solidarität in Deutschland	170
3.3.6	„Caféhaus-Moral“ zwischen gewünschtem Wir-Gefühl und gelebter Ellenbogengesellschaft	174
3.3.7	Die symbolische Verbundenheit mit der deutschen Nation	178
3.4	Der Commitment-Index als Maß für die Stärke der nationalen Identität.....	184
3.4.1	Nationales Commitment und der Blick auf die Geschichte	187
3.4.2	Nationales Commitment, Patriotismus und nationale Solidarität.....	189
3.5	Fazit: So deutsch fühlen sich die Deutschen heute	193

4	Die Grenzen der nationalen Identität in Deutschland	199
4.1	Zugehörigkeit zur nationalen Gemeinschaft in Deutschland	203
4.1.1	Deutsch-Sein durch die ‚richtige‘ Abstammung	204
4.1.2	Die gewünschten Voraussetzungen einer Einbürgerung	208
4.1.3	Wann man ‚wirklich‘ deutsch ist	218
4.1.4	Abgrenzung nach außen und im Inneren.....	222
4.2	Die Bedeutung der Grenzziehung entlang vorgestellter Gemeinsamkeiten.....	224
4.2.1	Von „Gastarbeitern“ zu „Ausländern“: Die soziale Akzeptanz von Zuwanderern	225
4.2.2	Fremdenfeindlichkeit in Deutschland	236
4.2.3	Fremdenfeindlichkeit im Kontext rechtsextremer Einstellungen und einer „Ideologie der Ungleichwertigkeit“	245
4.3	Fazit: Die Grenzen des Deutsch-Seins.....	251
5	Was ist heute tatsächlich deutsch?	255
5.1	Ehe und Familie, Erziehungsziele und Einstellungen zur Arbeit.....	260
5.1.1	Die Bedeutung von Ehe und Familie	260
5.1.2	Die Erziehungsziele der Deutschen.....	272
5.1.3	Einstellungen zur Arbeit	280
5.1.4	Zusammenfassung: Bedeutungen für die Demokratie	296
5.2	Sicherheit	297
5.3	Demokratie	306
5.3.1	Die allgemeine Unterstützung der Demokratie und ihrer Prinzipien	307
5.3.2	Zufriedenheit mit dem Funktionieren der Demokratie.....	311
5.3.3	Die emotionale Verbundenheit mit der Demokratie	323
5.3.4	Politisches Interesse und Engagement	336
5.4	Fazit: Wertorientierungen in Deutschland	342
6	Schluss.....	349
	Anhang: Quellenverzeichnis und Anmerkungen	353
	Literaturverzeichnis	357

Tabellenverzeichnis

<i>Tabelle 1:</i>	Das Nationalgefühl der Deutschen	100
<i>Tabelle 2:</i>	Wunsch nach einer anderen Staatsangehörigkeit.....	102
<i>Tabelle 3:</i>	Vorstellungen eines typischen Deutschen	106
<i>Tabelle 4:</i>	Quellen der Verbundenheit mit Deutschland.....	109
<i>Tabelle 5:</i>	Typologie nach den Quellen der Verbundenheit	111
<i>Tabelle 6:</i>	Allgemeiner Nationalstolz in <i>Westdeutschland</i>	115
<i>Tabelle 7:</i>	Allgemeiner Nationalstolz in <i>Ostdeutschland</i>	116
<i>Tabelle 8:</i>	Wunsch nach Nationalstolz	119
<i>Tabelle 9:</i>	Nationalstolz im europäischen Vergleich	120
<i>Tabelle 10:</i>	Schämen für das Deutsch-Sein	123
<i>Tabelle 11:</i>	Zeitgemäßes Nationalgefühl.....	128
<i>Tabelle 12:</i>	Deutscher und / oder Europäer?	130
<i>Tabelle 13:</i>	Ist ein unbeschwertes Deutsch-Sein möglich?.....	135
<i>Tabelle 14:</i>	Historische Verantwortung für die NS-Vergangenheit.....	136
<i>Tabelle 15:</i>	Nationalstolz trotz der Geschichte.....	141
<i>Tabelle 16:</i>	Wunsch nach nationalen Selbstbewusstsein	142
<i>Tabelle 17:</i>	Kritik am negativen Bild des Deutsch-Seins	143
<i>Tabelle 18:</i>	Befürwortung militärischen Engagements	147
<i>Tabelle 19:</i>	Bereitschaft, das eigene Leben zu opfern	159
<i>Tabelle 20:</i>	Engagement für das Vaterland	161
<i>Tabelle 21:</i>	Pflicht gegenüber dem eigenen Land	162
<i>Tabelle 22:</i>	Steuern zahlen reicht	164
<i>Tabelle 23:</i>	Hilfe für andere Deutsche in Not.....	168
<i>Tabelle 24:</i>	Bereitschaft zum Opfer für andere Deutsche.....	169
<i>Tabelle 25:</i>	Wunsch nach einem stärkeren Wir-Gefühl.....	174
<i>Tabelle 26:</i>	Kritik am Egoismus	175
<i>Tabelle 27:</i>	Befürwortung der Nationalflagge	181
<i>Tabelle 28:</i>	Eigener Umgang mit nationalen Symbolen	181
<i>Tabelle 29:</i>	Commitment-Index.....	186
<i>Tabelle 30:</i>	Zusammenhang von Commitment und Geschichtsbild	188
<i>Tabelle 31:</i>	Zusammenhang von Commitment und patriotischem Handeln....	190
<i>Tabelle 32:</i>	Zusammenhang von Commitment und national solidarischem Handeln	191

<i>Tabelle 33:</i>	Gewünschte Voraussetzungen einer Einbürgerung	208
<i>Tabelle 34:</i>	Merkmale deutscher Kultur	218
<i>Tabelle 35:</i>	Was ist wichtig, um ‚wirklich‘ deutsch zu sein?	219
<i>Tabelle 36:</i>	Ausländer bei Arbeitsplatzmangel zurückschicken	226
<i>Tabelle 37:</i>	Ausländern politische Betätigung untersagen.....	227
<i>Tabelle 38:</i>	Ausländer sollten unter sich heiraten.....	228
<i>Tabelle 39:</i>	Persönliche Kontakte zu Ausländern.....	230
<i>Tabelle 40:</i>	Ausländer sollten ihren Lebensstil besser anpassen	233
<i>Tabelle 41:</i>	Zustimmung zu fremdenfeindlichen Aussagen im Jahr 2006.....	237
<i>Tabelle 42:</i>	Index starker Ausländerfeindlichkeit (ALLBUS).....	241
<i>Tabelle 43:</i>	Index Ausländerfeindlicher Einstellungen (nach Decker et al.) ...	242
<i>Tabelle 44:</i>	Braucht man Familie zum Glück?	262
<i>Tabelle 45:</i>	Die Frau soll sich um Haushalt und Kinder kümmern	269
<i>Tabelle 46:</i>	Die Karriere des Mannes geht vor	270
<i>Tabelle 47:</i>	Was sollten Kinder im Elternhaus lernen?	277
<i>Tabelle 48:</i>	Was ist wichtig im Leben?	282
<i>Tabelle 49:</i>	Der Sinn des Lebens.....	285
<i>Tabelle 50:</i>	Stigmatisierung von Nicht-Erwerbsarbeit	287
<i>Tabelle 51:</i>	Bedeutung der Arbeit im Leben - internationaler Vergleich	289
<i>Tabelle 52:</i>	Einstellungen zur Arbeit im internationalen Vergleich	290
<i>Tabelle 53:</i>	Gewünschte Berufsmerkmale.....	292
<i>Tabelle 54:</i>	Mehr Verantwortung der Bürger oder des Staates?.....	303
<i>Tabelle 55:</i>	Wichtige Merkmale einer Demokratie	308
<i>Tabelle 56:</i>	Vertrauen in Institutionen I (ALLBUS)	314
<i>Tabelle 57:</i>	Vertrauen in Institutionen II (EVS)	315
<i>Tabelle 58:</i>	Gerechter Anteil am Leben?.....	318
<i>Tabelle 59:</i>	Bezugsobjekte des Nationalstolzes.....	327

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Niveau des Nationalstolzes in Ost- und Westdeutschland	114
Abbildung 2: Muster patriotischen und national solidarischen Handelns	172

Abkürzungsverzeichnis

ALLBUS:	Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften
BAMF:	Bundesamt für Migration und Flüchtlinge
EVS:	European Values Study, Europäische Wertestudie
IF1-Studie:	Erste Studie der Identity Foundation zur nationalen Identität im Oktober 2008
IF2-Studie:	Zweite Studie der Identity Foundation zur nationalen Identität im Februar/März 2009
IfD Allensbach:	Institut für Demoskopie Allensbach
ISSP:	International Social Survey Program
GMF:	Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit

1 Einleitung

Wie kann die nationale Identität der Deutschen heute, am Beginn des 21. Jahrhunderts, beschrieben werden? Wie deutsch sind ‚die Deutschen‘, und was bedeutet es heute überhaupt, ‚deutsch‘ zu sein? Diese Fragen möchte die vorliegende Studie beantworten. Das Vorhaben erscheint dabei auf den ersten Blick gleichermaßen so überholt wie hochaktuell. Einerseits verlieren die Grenzen zwischen den europäischen Nationalstaaten an Bedeutung, verflechten sich Wirtschaft, Politik und die Gesellschaften Europas immer stärker, leben in Deutschland zunehmend mehr Menschen mit einem sogenannten Migrationshintergrund, so dass nationale Identität heute als etwas nicht mehr Zeitgemäßes gelten mag. Andererseits ist nicht nur in den ‚Fahnenmeeren‘ des Sommers 2006 die gewohnte Distanz der Deutschen zu ihrer Nation scheinbar dahingeschmolzen. Sie diskutieren seit einiger Zeit offensichtlich anders über einen wünschenswerten deutschen Patriotismus und den Stolz auf das Land als in früheren Jahrzehnten.

Die nationale Identität der Deutschen im Spannungsfeld dieser Entwicklungen aus einer wissenschaftlichen Perspektive zu skizzieren, ist kein leichtes Unterfangen. Denn nationale Identität ist nicht nur ein Objekt sozialwissenschaftlicher Forschung, sondern auf vielfältige Weise auch ein Thema öffentlicher Diskurse, medialer Berichterstattung und politischer Debatten. Sie erlangt diese Aufmerksamkeit aus unterschiedlichen Gründen: weil sich die Menschen mit ihrer Nation identifizieren, ihre Erfolge zu eigenen Erfolgen machen und Angriffe auf die Nation als Angriffe auf ein ‚Wir‘ verstehen; weil politische Macht und Einfluss entlang nationaler Grenzen organisiert ist; oder auch, weil die Nationalität relevant dafür ist, wer in einem Staat leben darf und dort willkommen geheißen wird. Die Nationalität als Ordnungs- und Orientierungsmaßstab durchdringt das soziale Leben bis tief in den Alltag hinein mit großer Selbstverständlichkeit.

In der Öffentlichkeit werden mit dem Begriff der nationalen Identität in der Regel zwei unterschiedliche Dinge bezeichnet. Zum einen wird damit das Maß beschrieben, in dem sich die Menschen mit ihrer Nation identifizieren. Es heißt dann zum Beispiel, die nationale Identität der Deutschen sei wegen der nationalsozialistischen Vergangenheit schwächer als die nationale Identität in anderen Ländern. Nationale Identität gilt also als Eigenschaft des Individuums: Man hat eine nationale Identität (oder nicht), und je stärker diese Identität bei dem Ein-

zelen ist und je mehr Menschen sich mit ihrer Nation identifizieren, desto ausgeprägter ist auch die nationale Identität in einem Land insgesamt.

Zum anderen wird von nationaler Identität gesprochen, wenn ‚typisch deutsche‘ Gemeinsamkeiten gemeint sind. Nationale Identität wird zum Sammelbegriff für all die Dinge, die ‚uns Deutsche‘ von Franzosen, Amerikanern oder Chinesen unterscheiden. Huntington hat diese beiden umgangssprachlichen ‚Definitionen‘ als „Profil“ - die Intensität der Identifikation - und „Substanz“ - die typischen Gemeinsamkeiten und besonderen Merkmale - nationaler Identität bezeichnet (vgl. Huntington 2004: 11).

Diesen beiden umgangssprachlichen Bedeutungen von nationaler Identität liegen in der Regel unterschiedliche Annahmen im Hinblick auf das Verhältnis zwischen dem Individuum und der Nation als Gemeinschaft zugrunde. Im ersten Fall wird die Intensität der Identifikation der einzelnen Menschen mit ihrer Nation gedanklich aufsummiert, so dass das Gruppenmerkmal ‚nationale Identität‘ das Ergebnis individueller Einstellungen ihrer Mitglieder ist. Im zweiten Fall überwiegt hingegen eher die Vorstellung, dass die einzelnen Individuen bestimmte, ‚typisch deutsche‘ Merkmale und Eigenschaften aufweisen, gerade weil sie dieser nationalen Gemeinschaft angehören. Hier werden der Großgruppe Nation selbst bestimmte ‚Wesensmerkmale‘ zugeordnet, die dann auf ihre Angehörigen ‚abfärben‘ und sie von Menschen anderer Nationalität unterscheiden.¹

Diese beiden umgangssprachlichen ‚Definitionen‘ nationaler Identität sind ein erster Anhaltspunkt, an dem sich die Untersuchung der heutigen nationalen Identität der Deutschen orientieren kann. Doch für eine wissenschaftliche Studie sind sie zu grob, und sie werfen auch viele neue Fragen auf. Etwa die, was genau unter der Identifikation eines Menschen mit seiner Nation zu verstehen ist, oder ob es überhaupt realistisch ist, die freiheitlich-pluralistischen Gesellschaften der modernen Nationalstaaten als Gruppen mit spezifischen ‚Wesensmerkmalen‘ zu bezeichnen. Auf der Basis verschiedener wissenschaftlicher Erklärungsansätze werden deshalb in dieser Studie drei Forschungsperspektiven auf die nationale Identität unterschieden, die an die umgangssprachlichen ‚Definitionen‘ anknüpfen, diese aber soziologisch fundiert präzisieren und erweitern.

Die erste Perspektive beruht vorrangig auf einem sozialpsychologischen Zugang. Unter nationaler Identität wird dabei die Vorstellung einer Person verstanden, Teil einer nationalen Gruppe zu sein. Hier stellt sich vor allem die Frage, was diese individuelle Wahrnehmung für den einzelnen Menschen bedeutet und welchen Einfluss sie auf Einstellungen und Verhalten der Gruppenmitglieder untereinander und gegenüber Außenstehenden hat. Diese Perspektive hat Berührungspunkte zu der verbreiteten ‚Definition‘, nach der die nationale Identität das

1 Die beiden Begriffe Gruppe und Gemeinschaft werden – soweit nicht anders gekennzeichnet – im Folgenden synonym verwendet.

Ausmaß der Identifikation einzelner Menschen mit der Nation ist. Sie wird im Folgenden als Perspektive des nationalen Commitments bezeichnet.

Die andere umgangssprachliche ‚Definition‘ von Nationen als Gruppen, die sich durch bestimmte kollektive Merkmale charakterisieren lassen, wird in den beiden weiteren Perspektiven nationaler Identität aufgegriffen.

Die zweite Perspektive wird als konstruktivistische Perspektive bezeichnet. Ihr Kerngedanke besteht darin zu hinterfragen, durch welche Merkmale sich eine Nation bzw. eine nationale Gemeinschaft selbst als Nation definiert und aus welchen Quellen sich die Annahme speist, ihre gegenwärtigen oder zukünftig angestrebten territorialen und sozialen Grenzen seien ihr wie selbstverständlich eingepfl. Sie zielt darauf ab, diese angenommene Selbstverständlichkeit der nationalen Grenzen als soziale Konstruktion und damit als Resultat der Vorstellungen von Gemeinsamkeiten zu erkennen: An welchen vorgestellten Gemeinsamkeiten und Besonderheiten machen die Deutschen die vollwertige Zugehörigkeit zu ihrer nationalen Gemeinschaft fest?

In der dritten Perspektive nationaler Identität geht es abschließend nicht um die vorgestellten Gemeinsamkeiten, an denen entlang Zugehörigkeit oder Fremdheit bestimmt werden, sondern um die tatsächlichen kulturellen Gemeinsamkeiten, die sich durch Sozialisationsmechanismen und kollektive Erfahrungen innerhalb einer nach wie vor primär nationalstaatlich verfassten Gesellschaft verfestigen. Die vorherrschenden Vorstellungen von wünschenswerten sozialen Zuständen und einer ‚guten‘ Gesellschaft werden als kollektiv geteilte Werteordnung aufgefasst. Diese bildet den kulturellen Identitätskern der nationalstaatlichen Gesellschaft und damit auch den Kern nationaler Identität aus einer kulturorientierten Perspektive. Bei diesem Aspekt ist insbesondere zu diskutieren, ob sich solche tatsächlichen kulturellen Gemeinsamkeiten überhaupt identifizieren lassen und wie sie zu den vorgestellten Gemeinsamkeiten stehen.

Diese drei soziologischen Perspektiven bilden jede für sich genommen einen jeweils eigenständigen Zugang zur nationalen Identität der Deutschen. Indem sie jedoch in dieser Studie zu einem neuen, integrierten Forschungsprogramm zusammengefasst werden (Kapitel 2), eröffnet sich zusätzlich ein Blick auf die vielfältigen Interdependenzen, die zwischen ihren Untersuchungsobjekten existieren: dem nationalen Commitment, den Vorstellungen von besonderen Gemeinsamkeiten sowie den vorherrschenden Wertorientierungen. Zur Beschreibung der gegenwärtigen nationalen Identität der Deutschen und deren Kontinuität und Wandel in den vergangenen Jahrzehnten wird jede der drei Perspektiven in einer spezifischen Leitfrage verdichtet. Den Antworten hierauf ist jeweils ein eigenes Kapitel gewidmet.

Kapitel 3 thematisiert die Perspektive des nationalen Commitments und folgt der Leitfrage, wie deutsch sich die Deutschen heute fühlen. Neben der Re-

levanz der nationalen Selbstkategorisierung und der verbreiteten Bewertungen der eigenen Nationalität steht dabei der Einfluss des Geschichtsbildes auf das nationale Commitment im Fokus der Untersuchung. Vor dem Hintergrund der ‚party-patriotischen‘ Ereignisse und Events der vergangenen Jahre bildet die Analyse der auf die nationale Gemeinschaft bezogenen Handlungsdispositionen einen weiteren Schwerpunkt dieses Kapitels.

Was, glauben die Deutschen, ist heute deutsch? Die Leitfrage des Kapitels 4 zu den Formen und Bedeutungszuschreibungen der sozialen Grenzziehungen wird vor allem mit Blick auf die gewünschten Einbürgerungskriterien sowie die Vorstellungen von ‚prototypischen Deutschen‘ bearbeitet. Ein Exkurs zur Verbreitung fremdenfeindlicher und rechtsextremer Einstellungen rundet dieses Kapitel zur konstruktivistischen Perspektive ab.

Die Leitfrage des Kapitels 5 zielt auf die Beschreibung landeskultureller Gemeinsamkeiten ab: Was ist heute tatsächlich deutsch? Aus der zusammenfassenden Betrachtung von Wertorientierungen in unterschiedlichen Lebensbereichen wie der Familie, dem Beruf und der öffentlichen Sphäre der Politik zeichnet sich ab, welchen Stellenwert die Demokratie heute in den Vorstellungen eines ‚guten‘, wünschenswerten Lebens einnimmt.

In den Schlussbemerkungen (Kapitel 6) werden schließlich die Implikationen aus dem Zusammenhang aller drei Perspektiven der nationalen Identität noch einmal verdichtet.

Die Beantwortung dieser Leitfragen erfolgt auf der Basis repräsentativer empirischer Befunde. Neben den Daten mehrerer frei zugänglicher Bevölkerungsumfragen bilden die Ergebnisse zweier Studien der Identity Foundation, Düsseldorf, die empirische Grundlage dieser Arbeit. Die Stiftung hat sie dankenswerterweise exklusiv für eine vertiefte empirische Auswertung zur Verfügung gestellt. Durch das neuartige Forschungsdesign dieser Untersuchungen, u.a. zum Geschichtsbild und zur Verbreitung patriotischer Handlungsdispositionen unter den Deutschen, ermöglichen sie einen innovativen Zugang insbesondere zur Analyse des nationalen Commitments.

Der Ansatz der vorliegenden Studie besteht darin, aus den Einstellungen und Haltungen der breiten Bevölkerung heraus die nationale Identität der Deutschen heute, am Beginn des 21. Jahrhunderts zu beschreiben. Nicht aus der veröffentlichten Meinung oder den Ansichten von aus der Masse herausragenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, sondern vorrangig aus den demoskopisch ermittelten Meinungen der ‚einfachen Bürger‘ besteht ihr Analysematerial. Der Deutungsrahmen aller Ergebnisse ist deshalb stets durch dieses spezifische Forschungsdesign definiert. In diesem Rahmen soll die Studie einen Beitrag zur wissenschaftlichen Diskussion über die nationale Identität der Deutschen leisten.

2 Drei Perspektiven auf die nationale Identität

Die wissenschaftliche Literatur zur nationalen Identität weist eine beachtliche Vielfalt an unterschiedlichen Konzepten sowie Definitionen und folglich auch eine große Bandbreite in den verfolgten Forschungsansätzen auf. Nicht selten findet sich in der Literatur der Hinweis, dass es bisher keine überzeugende Theorie nationaler Identität gebe (vgl. zum Beispiel Blank 2002a: 193). Einige dieser Definitionen, was nationale Identität eigentlich ist, stehen sich diametral entgegen. Die Vielfalt in den Forschungsansätzen wird mitunter sogar zum Anlass genommen, die Notwendigkeit einer solchen Theorie nationaler Identität ganz in Frage zu stellen. So hat etwa der Historiker Lutz Niethammer mit seiner Charakterisierung der kollektiven Identität als „inhaltsleeres Plastikwort“ (vgl. Niethammer 2000: 33ff.) große Aufmerksamkeit erfahren.

Diesen vielfältigen Theorien und Definitionen nationaler Identität müssen hier deshalb keine weiteren hinzugefügt werden. Mit Blick auf das Vorhaben, Kontinuität und Wandel in der nationalen Identität der Deutschen heute zu beschreiben, werden stattdessen drei etablierte wissenschaftliche Perspektiven in einem neuen Forschungsprogramm zusammengeführt. Dies erfordert die Klärung zweier Fragen: Was ist nationale Identität? Und: Wie kann aus diesem Verständnis ein pragmatisches Forschungsprogramm zur empirischen Bestimmung der gegenwärtigen nationalen Identität der Deutschen entwickelt werden?

2.1 Das Commitment mit der Nation

Die erste Perspektive nationaler Identität in dieser Studie beschäftigt sich mit der Bedeutung, die die subjektive Identifikation mit der Nation für die Menschen hat. Wenn man sich selbst als Deutscher, Franzose oder Amerikaner wahrnimmt, so wird die Zugehörigkeit zur Nation zu einem konstitutiven Bestandteil der eigenen Selbstbeschreibung (vgl. Reese-Schäfer 1999a: 16). Das Individuum definiert sich selbst nicht nur als ‚Ich‘, sondern auch über ein ‚Wir‘ und damit über jene subjektiven Vorstellungen, die es mit diesem ‚Wir‘ verbindet (vgl. Elias 1990: 196ff.). Jene Facetten der Identität eines Menschen, die sich aus seiner Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen ergeben, werden als soziale Identitäten bezeichnet (vgl. Hettlage 2000: 17ff.).

Die Nation ist dabei nur eine aus einer Vielzahl von möglichen Bezugsgruppen, denen sich die Menschen selbst zuordnen bzw. denen sie von ihren Mitmenschen zugeordnet werden (vgl. Hettlage 1997b: 322). Einige dieser Bezugsgruppen sind durch direkte persönliche Beziehungen zwischen ihren Mitgliedern gekennzeichnet, wie etwa die Familie, der Freundeskreis oder ein Verein. Anderen hingegen ist man zunächst lediglich aufgrund bestimmter Merkmale zugehörig, die man mit weiteren Menschen gemeinsam hat, etwa das Geschlecht, die Berufsgruppe oder eben die Nationalität. Weil diesen größeren Bezugsgruppen der Kitt der persönlichen Bindungen fehlt, der zum Beispiel für einen starken inneren Zusammenhalt nötig ist, handelt es sich hierbei nach soziologischem Verständnis eigentlich nicht um Gruppen, sondern um soziale Kategorien (vgl. Heckmann 1997: 47). Erstaunlich ist jedoch, dass gerade die Kategorie der Nationalität es durchaus vermag, zwischen ihren Mitgliedern Gruppendynamiken wie zum Beispiel die Entwicklung eines starken ‚Wir‘-Gefühls zu entfalten, die sonst nur für Kleingruppen charakteristisch sind.

Jede Gesellschaft ist von einem dichten Kategorienraster durchzogen, in das die Menschen sich selbst und ihre Mitmenschen einteilen und an dem sie sich in ihrem Denken und Handeln orientieren (vgl. Goffman 1983: 9ff.).

„Die Gesellschaft schafft die Mittel zur Kategorisierung von Personen und den kompletten Satz von Attributen, die man für die Mitglieder jeder dieser Kategorien als gewöhnlich und natürlich empfindet.“ (ebenda: 9)

Diese antizipierten, ‚gewöhnlichen‘ Merkmale werden automatisch in normative Erwartungen an die Mitglieder einer bestimmten Kategorie umgemünzt, in ‚rechtmäßig‘ gestellte Anforderungen und Vorstellungen ‚typischen‘ Verhaltens - die in der Regel erst bewusst wahrgenommen werden, wenn sie nicht eingelöst werden oder wenn gegen sie verstoßen wird. Kategorien stellen also „tiefverwurzelte, gemeinsame, geistige Repräsentationen sozialer Objekte“ (Brubaker 2007: 109) dar.

Dass die Menschen sich selbst und andere durch die Brille eines gesellschaftlich ausdifferenzierten Kategorienrasters wahrnehmen, ist eine zwangsläufige Konstante des menschlichen Zusammenlebens (vgl. ebenda: 106ff.). Denn die Anwendung von Kategorien schafft Erwartungs- und Verhaltenssicherheit. Sie ermöglicht die Strukturierung und Ordnung von Wahrnehmungen, so dass die soziale Umwelt überhaupt auf ein begreifbares und überschaubares Komplexitätsniveau reduziert werden kann. Ohne vereinfachende Kategorien wäre die Welt ein „unerträgliches, schwirrendes Durcheinander“ (ebenda: 107). Die Zuordnung von Menschen zu Kategorien bedeutet, die Wahrnehmung von ihnen auf wenige charakteristische Merkmale, die man mit der entsprechenden Katego-

rie assoziiert, oder sogar nur auf ein einziges Merkmal zuzuspitzen, zum Beispiel auf das Geschlecht oder auf die Unterscheidung Inländer / Ausländer.

Diese Vereinfachung der Wahrnehmung bedeutet aber auch: Menschen, die derselben Kategorie zugeordnet werden, werden als sehr viel weniger unterschiedlich wahrgenommen, als sie es in Wirklichkeit sind, weil der Eindruck maßgeblich von dem zur Kategorisierung herangezogenen Merkmal geprägt ist (vgl. Theiss-Morse 2009: 35ff.). Sie gelten als ‚gleich‘ oder zumindest ‚ähnlich‘, vor allem in Abgrenzung zu den Menschen, die als ‚fremd‘ oder ‚andersartig‘ kategorisiert werden. Unterschiede zwischen Menschen innerhalb derselben Kategorie werden systematisch unterschätzt, dafür werden die Differenzen zwischen den Kategorien besonders akzentuiert wahrgenommen. Die Kategorisierung von anderen Personen geht immer automatisch mit einer Zuordnung der eigenen Person zur selben oder zu einer anderen Kategorie einher. Die daraus resultierende Einteilung nach dem Muster identisch („Das Gegenüber gehört zur gleichen Kategorie wie ich.“) versus nicht identisch („Das Gegenüber gehört zu einer anderen Kategorie als ich.“) hat unmittelbare Auswirkungen auf das Verhalten der Menschen. Dies gilt selbst dann, wenn die einzigen zur Verfügung stehenden Kategorien mehr oder weniger willkürlich eine Zuordnung nahelegen (vgl. ebenda: 41).

Beispielsweise kann sich das Verhältnis zwischen zwei Menschen schlagartig und grundlegend ändern, wenn sie im Gespräch erkennen, dass sie zwar unterschiedliche Nationalitäten haben und verschiedenen Religionen angehören, aber trotzdem auch Fans des gleichen Fußballclubs sind. Verschiebt sich der Fokus ihrer gegenseitigen Wahrnehmungen also von den Kategorien Nationalität und Religion, in denen sie jeweils ‚anders‘ als das Gegenüber sind, auf die Kategorie des Fan-Seins, in der sie sich beide der gleichen Gruppe zuordnen, so werden die bisher dominierenden Eindrücke von Fremdheit und Distanz einer Vorstellung von Ähnlichkeit und Nähe weichen.

Das Beispiel illustriert, dass die Prozesse der Selbst- und der Fremdkategorisierung situations- und kontextabhängig sind, dass die gegenseitige Zuordnung zu einer einzigen, spezifischen Kategorie also keineswegs durchgehend festgeschrieben ist (vgl. Bohn und Hahn 1999: 36ff.). Je nach individueller Deutung der konkreten Situation werden aus der Vielzahl der latent zur Verfügung stehenden Kategorien jene ausgewählt, die am besten zu passen scheinen. Situationsbedingt tritt eine andere soziale Identität einer Person in den Vordergrund der Selbstwahrnehmung. Die Wahrscheinlichkeit, mit der eine bestimmte Kategorie zur Ordnung einer Situation herangezogen wird, ist allerdings nicht für alle Kategorien gleich groß (vgl. Theiss-Morse 2009: 39ff.). Denn die subjektive Bedeutsamkeit einer Kategorie verringert den Einfluss des situativen Kontextes: Je stärker die Zugehörigkeitsgefühle zu einer bestimmten Gruppe, umso eher wird

die zugehörige Kategorie zur Einordnung einer Situation herangezogen und umso eher werden auch die mit dieser Kategorie verbundenen Erwartungen und Verhaltensmuster aktiviert. Beispielsweise werden Menschen, denen ihr religiöser Glaube sehr wichtig ist, die Gemeinsamkeit oder Verschiedenheit zu anderen Menschen eher an deren Religionszugehörigkeit messen als an der Nationalität im Vergleich zu Menschen, denen ihre nationale Zugehörigkeit wichtiger ist als ihre Religionszugehörigkeit.

Manche dieser Kategorien begleiten den Menschen gewollt oder ungewollt ein Leben lang, etwa das Geschlecht oder in der Regel die Nationalität. Sie werden immer wieder zur Einordnung bestimmter Situationen herangezogen. Andere werden möglicherweise nur an einem einzigen Tag oder gar in einer einzigen Situation relevant und gleich danach durch andere Kategorien in den Hintergrund der Selbst- und Fremdwahrnehmung gerückt. Der Prozess der Kategorisierung ist dabei immer zweiseitiger Natur: Auf der einen Seite ordnen sich die Menschen bestimmten Kategorien selbst zu, auf der anderen Seite werden ihnen durch die Gesellschaft und ihre Mitmenschen bestimmte Kategorien zugewiesen.

Es ist leicht vorstellbar, dass ein Auseinanderklaffen von Selbst- und Fremdkategorisierung problematisch ist, etwa wenn Migranten sich selbst als vollwertige Bürger ihres neuen Heimatlandes verstehen, von der Mehrheitsgesellschaft aber nicht als solche anerkannt werden, sondern weiterhin als Ausländer oder ‚Fremde‘ gelten. Doch selbst wenn auf beiden Seiten Einigkeit über die Zuordnung zu einer bestimmten Kategorie herrscht, wenn also beispielsweise die autochthone deutsche Mehrheitsgesellschaft von ‚Deutsch-Türken‘ spricht und die eingebürgerten türkischstämmigen Migranten sich selbst auch so bezeichnen, so können dennoch die mit dieser gemeinsam verwendeten Kategorie verbundenen Attribute stark voneinander abweichen. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn das Selbstwertgefühl von gesellschaftlichen Minderheiten dadurch negativ beeinträchtigt wird, dass sie permanent mit herablassenden Äußerungen bezüglich ihres Minderheitenstatus konfrontiert sind (vgl. Huntington 2004: 41ff.). Für die Stabilität von sozialen Identitäten als Bestandteil der eigenen Selbstbeschreibung ist deren Bestätigung durch Außenstehende also von hoher Bedeutung (vgl. Estel 1994: 37). Dies setzt nicht unbedingt eine gesellschaftsweite, eindeutig positive Bewertung einer bestimmten Kategorie, der man sich zugehörig fühlt, voraus, aber einen Zustand, in dem das mit der sozialen Identität verbundene Selbstverständnis den Menschen einen eigenen Status sichert. Weil das eigene Handeln gegenüber anderen dadurch beeinflusst wird, welcher Kategorie man das Gegenüber zuordnet und wie man diese Kategorie bewertet, können sich negative Vorstellungen von dieser Kategorie schließlich in spürbaren Konsequenzen für die abgewerteten Gruppen verfestigen (vgl. Neckel und Sutterlüty 2010: 217ff.).

Müller und Zifonun (2010) wenden die von Berger und Luckmann formulierte wissenssoziologische Perspektive zur Erklärung dieses Prozesses an, in dem sich aus kollektiven Vorstellungen von unterschiedlichen ethnischen Kategorien – dies lässt sich auch auf nationale Kategorien übertragen - soziale Tatsachen ergeben, die bis in das Alltagsleben hinein konkrete, für die Beteiligten spürbare Wirkungen haben. Demnach folgt aus der wiederholten Anwendung ethnischer bzw. nationaler Kategorien zur Ordnung der sozialen Umwelt - zum Beispiel, indem man jemanden als ‚typischen Deutsch-Türken‘ bezeichnet - eine „Institutionalisierung ethnischer Differenzen“ (ebenda: 14). Im Wechselspiel von Selbst- und Fremdzuschreibung verfestigen sich die Vorstellungen ethnonationaler Zugehörigkeit, so dass diese zunehmend als unvermeidliche Selbstverständlichkeit wahrgenommen wird. Dies wird durch den Einfluss institutioneller Kategorisierung, wie sie etwa im offiziellen Zensus erfolgt, begünstigt. Werden die Kategorie und die mit ihr verbundenen Attribute von Generation zu Generation weitergegeben, so „objektivieren“ (ebenda) sie sich im Laufe der Zeit. Indem die Ethnizität durch verschiedene Mechanismen - zum Beispiel das Aufkommen ethnisch konnotierter Mythen und Märchen, aber auch entsprechende wissenschaftliche Untersuchungen mit dem Ziel, die Unterschiede zwischen diesen ethnischen Gruppen zu messen - historisch legitimiert wird, erhält die Unterscheidung nach Ethnien eine neue Sinnhaftigkeit. Verstärkt wird diese durch den Verweis auf die Ethnizität als Ursache bestimmter sozialer Phänomene, wie etwa ein niedrigeres Bildungsniveau bei den Angehörigen dieser ethnischen Gruppe. Im letzten Schritt werden die ethnischen Differenzen internalisiert, d.h. im Rahmen von Sozialisationsprozessen werden die Menschen zu Angehörigen ethnischer Kollektive, indem sie eine ethnisch bestimmte, soziale Identität entwickeln. Dieser Prozess der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit manifestiert sich schließlich ganz konkret in Alltagsphänomenen wie einem erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt, Diskriminierungserfahrungen oder niedrigeren Bildungschancen für die abgewerteten Gruppen, aber auch Gemeinschafts- und Solidaritätsbekundungen innerhalb der sozial definierten Gruppen.

2.1.1 Nationale Identität als soziale Identität

Dass sich Menschen mit ihrer Nation identifizieren ist also das Ergebnis von Prozessen sozialer Selbst- und Fremdkategorisierung. Indem sie selbst ihre Zugehörigkeit zu der sozialen Kategorie der Nation erkennen und dies auch von außen bestätigt wird, geht die Nationalität als eine soziale Identität in ihre Selbstbeschreibung ein (vgl. Tajfel und Turner 1986). Gerade am Beispiel der nationalen Identität wird allerdings deutlich, dass das Wissen darum, ‚Deutscher‘

zu sein, für den Einzelnen ganz unterschiedliche Bedeutungen haben kann. Dem einen mag seine Staatsbürgerschaft sehr wichtig sein und er ist stolz darauf, dem anderen ist sie hingegen eher egal. Das Wissen um die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe kann, es muss aber nicht zwangsläufig mit starken Emotionen verbunden sein.

Wenn aus dieser ersten Perspektive die nationale Identität als Ausmaß der Identifikation der Deutschen mit ihrer Nation untersucht werden soll, so muss diesen vielfältigen Ausprägungen von ‚Identifikation‘ Rechnung getragen werden. Gerade bei jenen sozialen Identitäten, die nicht freiwillig von einer Person angenommen, sondern die ihr mehr oder weniger automatisch durch die Gesellschaft zugeschrieben werden, wie dies in der Regel bei der Nationalität der Fall ist, kommt es mitunter zu einer Art „formaler Mitgliedschaft“ (vgl. Blank und Schmidt 1997: 128). Man ‚identifiziert‘ sich dann zwar mit dieser automatisch zugewiesenen sozialen Kategorie und erkennt seine Zugehörigkeit zu ihr an, aber man misst ihr keine große Bedeutung bei und steht ihr weitgehend indifferent und emotionslos gegenüber. Die Kategorie der Nationalität und damit auch die Nation als Bezugsgruppe, der man sich zugehörig fühlt, ist in diesem Fall eher unbedeutend im Vergleich zu anderen Kategorien, mit denen die soziale Welt geordnet und strukturiert werden kann. Während die Angehörigen von Gruppen, denen man ‚freiwillig‘ beitrifft, also ein eher einheitlich starkes Verbundenheitsgefühl aufweisen, kann das Maß der Identifikation mit solchen ‚Pflichtgruppen‘ extrem variieren und sich entsprechend über die Gesamtheit ihrer Angehörigen sehr heterogen gestalten (vgl. Theiss-Morse 2009: 8ff.). Wer sich als Fan nicht länger mit seiner favorisierten Mannschaft identifiziert, der kann sich jederzeit von der Gruppe ihrer Anhänger distanzieren. Da man die eigene Nationalität jedoch nicht einfach wie die Clubmitgliedschaft ablegen kann, gehören der Gruppe Nation auch Mitglieder an, die sich nur schwach mit ihr identifizieren oder eine Abneigung gegen sie haben.

Die Überlegung, dass die Identifikation mit der Nation in dem hier skizzierten Raum ganz unterschiedliche Ausprägungen annehmen kann, bildet damit die Basis für die empirische Untersuchung dieser ersten Facette nationaler Identität. Sie folgt der Social Identity Theory, die die Wahrnehmung einer Person, Mitglied einer sozialen Gruppe zu sein, in drei Dimensionen ausdifferenziert (vgl. Tajfel 1982: 70). Die soziale Identität hat demnach:

- eine kognitive Dimension: Die Menschen müssen wissen, dass sie Mitglied einer Gruppe sind.
- eine emotionale Dimension: Die Menschen fühlen sich der Gruppe emotional verbunden oder hegen eine Abneigung gegen sie.

- eine bewertende Dimension: Die Menschen bewerten die Gruppe und damit ihre individuelle Mitgliedschaft positiv oder negativ.

Die Strukturierung der individuellen Haltungen gegenüber der Nation in diese drei Analysedimensionen öffnet den Horizont für ein differenziertes Verständnis von Identifikation, das über die umgangssprachliche Definition des Begriffs hinausreicht. Denn sie macht deutlich, dass das Wissen um die Zugehörigkeit zu einer Kategorie nicht zwangsläufig mit einer positiven Bewertung und positiven Emotionen gegenüber einer durch die Kategorie definierten Gruppe verbunden sein muss, so wie es allgemein mit dem Begriff ‚Identifikation‘ assoziiert wird. Stattdessen kann dieses Wissen um die eigene Zugehörigkeit zur Nation auch mit einer indifferenten oder gar einer negativen Bewertung dieser Gruppe einhergehen: Man weiß, dass man Deutscher ist - auch, weil man sich nicht vollständig dagegen immunisieren kann, von seinen Mitmenschen immer wieder als Deutscher kategorisiert zu werden -, aber man schämt sich möglicherweise dafür oder hat ein schlechtes Bild von ‚den Deutschen‘.

Die in diese drei Dimensionen differenzierbaren Haltungen eines Menschen zu ‚seiner Nation‘ - kognitiv, emotional und evaluativ - werden konzeptionell unter dem Begriff „Commitment“ zusammengefasst (vgl. Theiss-Morse 2009: 4). Commitment mit der Nation bedeutet, sich selbst als Deutscher und damit als Mitglied einer sozialen Gruppe wahrzunehmen und zu identifizieren. Ein starkes nationales Commitment liegt dann vor, wenn zudem eine positive emotionale Bindung und eine hohe Wertschätzung der Eigengruppe bestehen, ein schwaches nationales Commitment hingegen, wenn die Haltung zur Gruppe Nation eher kritisch und ohne emotionale Nähe ist.

2.1.2 Nationale Identität als Maßstab der Orientierung

Indem sich das Bewusstsein um die eigene Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe kognitiv verfestigt und als soziale Identität in das Selbstbild eines Menschen einsickert, wird es zugleich zu einem Maßstab seines Handelns. Identität wird in diesem Sinne auch als „Summe des Orientierungswissens“ (Weidenfeld 1984: 10) bezeichnet. Taylor verdeutlicht die sich hier eröffnende Tiefe des Identitätsbegriffs anhand einer einfach erscheinenden Frage (vgl. Taylor 1996: 55): Wer bin ich? Wer sich diese Frage stelle, der werde in der Nennung des eigenen Namens kaum eine befriedigende Antwort erkennen können, so Taylor. Vielmehr ziele die Frage darauf ab, zu ergründen und zu erklären, wofür man steht, was man als wichtig erachtet, woran man sich orientiert.

„Definiert wird meine Identität durch die Bindungen und Identifikationen, die den Rahmen oder Horizont abgeben, innerhalb dessen ich von Fall zu Fall zu bestimmen versuchen kann, was gut oder wertvoll ist oder was getan werden sollte bzw. was ich billige oder ablehne.“ (ebenda)

Die Identität eines Menschen - und damit auch jene sozialen Identitäten, die sich aus seinen Zugehörigkeitsvorstellungen zu verschiedenen sozialen Kategorien ergeben - strukturiert die Wissensbestände, indem sie einen Ordnungsrahmen für eingehende Informationen schafft. Sie beeinflusst den Beurteilungsmaßstab der Individuen, der zum Beispiel dem bewertenden Vergleich mit anderen Gruppen zugrunde gelegt wird (vgl. Estel 1994: 35f., Thomas und Weidenfeld 1999: 430). Mit Kategorien sind spezifische Wahrnehmungsschablonen verbunden, die demjenigen, der sich diesen Kategorien zugehörig fühlt, eine bestimmte ‚Sicht auf die Welt‘ nahelegt:

„Es sind Mittel, andere zu erkennen, zu identifizieren und zu klassifizieren, Gleichheit und Verschiedenheit festzustellen und das Handeln der anderen zu ‚kodieren‘ und es zu begreifen. Es sind Schablonen für die Repräsentation und Organisation von sozialem Wissen, Deutungsmuster für die Artikulierung sozialer Vergleiche und Erklärungen, und sie sind Filter, die bestimmen, was bemerkt wird und was nicht, was wichtig ist und was nicht, was im Gedächtnis bleibt und was vergessen wird.“ (Brubaker 2007: 120)

So begünstigt zum Beispiel ein starkes Commitment mit der eigenen Gruppe eine selektive Informationsaufnahme von ausschließlich positiven Informationen zu dieser Gruppe oder - wenn das Ignorieren negativer Informationen nicht möglich ist - einer Informationsverarbeitung, die negative und damit die eigene Selbstwahrnehmung bedrohende Informationen ins Positive umzudeuten bemüht ist (vgl. Estel 1997: 75f.). Ein starkes Commitment führt tendenziell zu einer positiveren Bewertung der Eigengruppe gegenüber Fremdgruppen und begünstigt eine größere Einsatzbereitschaft zum Wohle der eigenen Gemeinschaft (vgl. Theiss-Morse 2009: 8ff., Estel 1997: 82). Außerdem werden gruppenspezifische Wertorientierungen und Normen von jenen Personen in höherem Maße akzeptiert und gegenüber Fremden vertreten, die sich stärker mit ihrer Gruppe verbunden fühlen.

Die Vorstellung, dass dieses Orientierungswissen bzw. die dadurch gestalteten Maßstäbe von den Mitmenschen geteilt werden, schafft beim Individuum nicht nur eine gewisse Erwartungssicherheit in Bezug auf das Verhalten der anderen, sondern führt bei ihm selbst auch zu einer Verpflichtung auf ein Handeln im Sinne der antizipierten Erwartungen der übrigen Gruppenmitglieder (vgl. Bornewasser und Wakenhut 1999: 52). Das Commitment mit bestimmten Grup-

pen beeinflusst damit die Selbstwahrnehmung, die Einstellungen und das Verhalten der Menschen.

2.1.3 Fazit: Die Dimension des nationalen Commitments

Die erste Forschungsperspektive versteht nationale Identität als soziale Identität und rückt damit deren subjektive Bedeutung für das Individuum in den Fokus. Nationale Identität ist aus dieser Perspektive eine verinnerlichte Kategorie, mit der die Menschen sich selbst und ihre soziale Umwelt in ein gesellschaftlich vorstrukturiertes Raster einordnen. Indem sie ihre eigene Identität auch durch ihre Zugehörigkeit zu einer als Nation bezeichneten Gruppe beschreiben, geht ihr Bild von dieser Nation in das eigene Selbstbild ein. Das Commitment mit der Nation umfasst neben dem Wissen um die Zugehörigkeit zu ihr schließlich auch eine emotionale und eine bewertende Komponente. Die Bedeutung, die die Nationalität als handlungsleitender Orientierungsrahmen für den Einzelnen hat, ist relativ: Sie steht in einem Verhältnis zu anderen sozialen Identitäten und verändert sich im Zeitablauf und situationsbedingt.

George Bernhard Shaws Ausspruch, der normale Mensch spüre die Zugehörigkeit zu seiner Nation genauso wenig wie das Vorhandensein seiner Knochen (zitiert nach Estel 1994: 43), legt die Vermutung nahe, die wahrgenommene Zugehörigkeit zu einer als Nation definierten Gruppe habe für den Alltag - Shaw dachte wohl primär an Zeiten ohne Kriege und andere Katastrophen - keine Relevanz. Zweifellos zeigt die Geschichte, dass die Nation als Bezugspunkt von Loyalität und Solidarität der Menschen in den außeralltäglichen Situationen einer Krise oder einer besonderen Euphorie besonders stark aufgerufen werden und in den Fokus der Wahrnehmungen rücken kann. Und dennoch offenbaren die bisherigen Überlegungen, dass die Nation - bewusst und unbewusst - tief in den Alltag hineinreicht. Das nationale Commitment, d.h. die kognitive, emotionale und bewertende Identifikation mit der Nation und den mit ihr verbundenen Vorstellungen ‚typischer‘ Attribute, beeinflusst auf vielerlei Weise Einstellungen und Verhalten. Dies betrifft vor allem den Umgang mit Außenstehenden - der Outgroup - sowie mit den Randgruppen der eigenen Gemeinschaft, all jene also, die unter Rückgriff auf die Kategorie Nationalität zumindest teilweise als ‚ungleich‘ verortet werden.

Da sich diese Studie der nationalen Identität der Deutschen aus drei verschiedenen Perspektiven nähert, ist es sinnvoll, für jede dieser drei Perspektiven eine spezifische Arbeitsdefinition zu formulieren. Dadurch wird deutlicher, worauf das Forschungsprogramm konkret abzielt. Die Arbeitsdefinition für die erste Perspektive des nationalen Commitments lautet:

Als nationale Identität wird erstens das Ausmaß des persönlichen Commitments einer Person mit einer Nation bezeichnet.

Für die empirische Studie ergibt sich hieraus vor allem die Frage danach, wie stark das nationale Commitment der Deutschen heute ist. Wie verbreitet ist die Selbstbestimmung anhand der Kategorie ‚deutsch‘, und welche grundlegende Bedeutsamkeit kommt der Nationalität für das Selbstverständnis der Deutschen zu? Wird die gefühlte Zugehörigkeit zur Nation mit positiven Emotionen verbunden? Und wie wird sie bewertet? Schließlich stellt sich die Frage, welche relative Bedeutsamkeit die Nationalität im Vergleich zu anderen Identitätsfacetten hat. Diese und weitere Aspekte werden im dritten Kapitel anhand empirischer Befunde untersucht und diskutiert.

2.2 Die soziale Konstruktion der Nation

Aus der Perspektive des Commitments ist die Nationalität eine Kategorie, an der die Menschen sich orientieren, indem sie sie auf sich selbst und auf ihre soziale Umwelt anwenden. Aus den bisherigen Überlegungen heraus stellt sich nun aber die Frage, worauf genau sich diese Kategorie des ‚Deutsch-Seins‘ eigentlich bezieht. Wodurch ist sie charakterisiert, so dass man weiß, wer ihr zugehörig ist und wer nicht? Zugespitzt formuliert: Ist die Nation eine nach schlüssigen Kriterien abgrenzbare Gruppe wie zum Beispiel die Familie, deren Grenzen durch die verwandtschaftlichen Beziehungen ihrer Mitglieder ziemlich eindeutig bestimmt sind? Denkt man über diese Fragen nach, so steht nicht mehr das individuelle Commitment eines Einzelnen im Fokus der Überlegungen, sondern die Nation selbst rückt in den Vordergrund. Bisher wurde die nationale Identität konzeptionell als eine soziale Identität verortet, nun wird sie hingegen als kollektive Identität einer Großgruppe verstanden. Der sozialpsychologische Zugang zur nationalen Identität wird durch einen makrosoziologischen Zugang ergänzt. Relevant werden die Merkmale, durch die die Nation sich als eine Gruppe konstituiert und über die ihre Angehörigen in einer nationalen Gemeinschaft zusammengebunden werden.

Der amerikanische Präsident Woodrow Wilson hat nach dem Ersten Weltkrieg das Prinzip „eine Nation - ein Staat“ für die Neuordnung Europas formuliert (vgl. Hobsbawm 2005: 155ff.). Trotz aller zweifellos beobachtbaren Relativierungen durch Prozesse der sozialen, kulturellen und politischen internationalen Verflechtung prägt es die internationale Weltordnung bis heute. Und es hat dazu beigetragen, dass die Einheit von Nation und Staat, also die Organisation

politischer Herrschaft und Macht in den Strukturen eines Nationalstaates, heute als eine Selbstverständlichkeit erscheint (vgl. Bielefeld 2003: 74f.).

Dieser Wahrnehmung ist jedoch eine konkrete Vorstellung über die Beziehung zwischen der Nation und dem politischen Staatsgebilde unterlegt: dass der politische Staat nämlich seine Legitimation aus der Vertretung einer Nation erlangt. Das aber unterstellt, dass die Nation dem Staat gewissermaßen übergeordnet ist und ihm zugleich vorausgeht, dass sie vor ihm existierte und durch ihn zu einer politischen, ‚sichtbaren‘ Form gelangt. Nationen wären demnach Gruppen / Völker / Stämme, jedenfalls eine irgendwie bestimmte Menge von Menschen, die ein gleichsam ‚ewiges‘ Recht auf politische Selbstbestimmung und Souveränität hätten (vgl. Wehler 2007: 33f.). Diese Vorstellung festigt den Eindruck einer selbstverständlichen Legitimität nationalstaatlicher politischer Strukturen und einer Unterteilung der Welt in verschiedene Nationen. Sie macht zugleich die Nation zu einem kognitiv schwer fassbaren sozialen Objekt.

Bevor sich die weiteren Überlegungen der Frage zuwenden, durch welche konkreten Merkmale eine Menge von Menschen zu einer nationalen Großgruppe, einer nationalen Gemeinschaft wird, muss daher zunächst der Schleier ihrer vermeintlich selbstverständlichen Existenz als Gruppe mit einem rechtmäßigen Souveränitätsanspruch durchdrungen werden.

2.2.1 Exkurs: Die historische Entstehung der modernen Nation

Die Überzeugung, dass Nationen für die Ordnung der sozialen und der politischen Welt eine wichtige Rolle spielen, ist ein Phänomen der Moderne (vgl. Planert 2004: 12). Bis ins späte Mittelalter diente die Vorstellung von Nationen primär der Binnendifferenzierung innerhalb einer universalistischen, christlichen Gesamtheit. Für die Einteilung der sozialen Welt hatte die Unterscheidung in Nationen eine eher nachrangige Bedeutung und wurde von anderen, wichtigeren Zugehörigkeiten häufig überdeckt. Gerade die gemeinsame christliche Identität war einer nationalen Abgrenzung übergeordnet. Insbesondere war der Nationsbegriff von der Idee politischer Differenzierung entkoppelt: Herrschaft und politische Macht orientierten sich im Feudalsystem des Mittelalters nicht an den Grenzen von Nationen, sondern bestimmten sich durch den Einflussbereich des jeweiligen Feudalherren. Erst am Übergang zur frühen Neuzeit transformierte sich das Verständnis von Nationen hin zum Prinzip innerer nationaler Integration bei gleichzeitiger politischer Abgrenzung nach außen und eines Vorrangs der Nation gegenüber anderen Bindungen (vgl. Hobsbawm 2005: 25ff.).

Daher ist es wichtig, zwischen dem modernen Nationalismus - hier verstanden als Bindung an die Nation, die diesem Solidarverband einen prinzipiellen

Vorrang vor allen anderen einräumt - und früheren Loyalitätsbindungen zu trennen, die sich auf Clans, Fürstenhäuser oder mittelalterliche Städte bezogen (vgl. Wehler 2007: 16ff.). Derartige Zugehörigkeitsempfindungen gab es zu allen Zeiten, sie können deshalb als „anthropologische Konstante“ (ebenda: 16) gelten. Der wichtige Unterschied liegt jedoch darin, dass die Nation im modernen Nationalismus nun selbst zum höchsten Wert erhoben wird. Nicht die politische, kulturelle oder religiöse Elite legitimiert das Staatshandeln, sondern die Nation als „Kollektivakteur“. Die Nation selbst wird zum Souverän, sie ordnet sich keinen „Herren“ mehr unter und unterscheidet sich dadurch von früheren Loyalitätsverbänden.

Allerdings war dieser Glaube an die Bedeutsamkeit der Nation keineswegs von Anfang an ein Massenphänomen, sondern beschränkte sich zunächst auf Teile der gebildeten gesellschaftlichen Eliten (vgl. Hobsbawm 2005: 35ff.). Alleine der Umstand, dass nur ein Bruchteil der Bevölkerungen im 18. und selbst noch im 19. Jahrhundert die jeweilige Hochsprache in den westeuropäischen Staaten beherrschte, macht deutlich, dass die ab dem 16. Jahrhundert aufkommende literarische Auseinandersetzung der Intellektuellen mit der Nation und einer nationalen Identität erst später eine bedeutende Wirkung auf das Nationalbewusstsein der Massen haben konnte. Noch im 18. Jahrhundert fand der Begriff Nation kaum Anwendung, sondern die dem Staat entgegengebrachte Loyalität wurde mit dem Begriff des Patriotismus, der Zuneigung zum Vaterland, beschrieben (vgl. Dann 1996: 58). Dabei war zu dieser Zeit der Patriotismus nicht das Synonym für eine durch die nationale Herkunft definierte Gemeinschaftsidee, sondern eine „Tugendlehre“ (Giesen und Junge 1996: 273). Eine patriotische Gesinnung zu haben bedeutete, sich für das ‚Vaterland‘ - wobei dies in Deutschland primär der Kleinstaat war - und das Allgemeinwohl einzusetzen und andere ebenfalls zum Engagement für die Gemeinschaft zu bewegen (vgl. ebenda: 273ff.). Die Forderung nach einer patriotischen Gesinnung war demnach ursprünglich als ein moralischer Imperativ zu verstehen, der „die Rückbindung des individuellen Glücksstrebens an das Gemeinwohl“ (ebenda: 274) forderte und von der Idee der Nation weitgehend entkoppelt war. Erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich in den Staaten Europas der Nationalismus zu einer Bewegung, die große Teile der Bevölkerung für sich begeistern und ihre politische Anziehungskraft vollends entfalten konnte.

Dass die Nation sich über die Jahrhunderte erst langsam und dann immer schneller ausgerechnet in Europa und Nordamerika zum wichtigsten Bezugspunkt der Loyalität der Menschen entwickelte, hat verschiedene Ursachen. Zum einen erwuchs aus der Modernisierung der europäischen Gesellschaften ein tiefgreifendes Legitimationsdefizit der tradierten sozialen, politischen und kulturellen Ordnungen (vgl. Wehler 2007: 16ff., Estel 1994: 70ff.). Der Übergang in die

Neuzeit brachte einen neuen Machbarkeitsglauben mit sich, der bisherige Gewissheiten in Frage stellte und damit den Blick für gesellschaftliche und politische Alternativen zu der althergebrachten Feudalordnung eröffnete. Der wissenschaftlich-technologische Fortschritt, aber auch die Ideen der Aufklärung erschütterten den Glauben an die Gottgewolltheit der Gesellschaftsordnung sowie an die politische Herrschaftslehre des Gottesgnadentums und ebneten damit den Weg für eine gedankliche Neugliederung der Welt in Nationen. Die „Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Tradition“ (Eisenstadt 1996: 29) wich einem Bewusstsein für die Gestaltbarkeit der sozialen und natürlichen Welt durch den Menschen, das sich zu einer zentralen Säule der kulturellen Identität der westlichen Gesellschaften entwickelte, in denen sich der Glaube an die Bedeutsamkeit der Nation entfalten konnte. Nicht nur die soziale, auch die räumliche Mobilität nahm zu und mit ihr die Kommunikation über lokale Bezüge hinaus. Die Menschen erfuhren sich zunehmend als Teil einer übergeordneten, räumlichen Einheit, als Mitglied einer größeren Gemeinschaft von ‚Gleichen‘, die sich von ‚den Fremden‘ unterschieden, mit denen die Menschen nun ebenfalls häufiger in Kontakt kamen. Schließlich trug auch das Aufbrechen der traditionellen Wirtschaftsordnung mit den Merkmalen der Leibeigenschaft und der traditionsgeheiligten Reglementierung wirtschaftlicher Selbständigkeit über Zünften und Gilden zu einem wachsenden Legitimationsdefizit bei (vgl. auch Scheuble und Wehner 2006). Denn mit der wirtschaftlichen Liberalisierung und der daraus resultierenden ökonomischen Freisetzung der Individuen gewannen auch soziale Vorstellungen politischer Gleichheit und Mitbestimmung an Relevanz. Der Nationalismus wurde unter diesen Bedingungen als eine alternative Legitimationsbasis politischer und gesellschaftlicher Ordnung von den reformorientierten Intellektuellen aufgegriffen und als Gegenmodell entwickelt. Entgegen des heutigen Verständnisses wurzelt der Nationalismus also in einer progressiven, auch revolutionären Bewegung (vgl. Langewiesche 2000: 43). Seine Verschmelzung mit einem bewahrenden und rückwärtsgewandten Konservativismus erfolgte erst im späten 19. Jahrhundert.

Das neue Gegenmodell eines nationalistischen Weltbildes erwies sich deshalb als geeignete Antwort auf dieses Legitimationsdefizit, weil es untrennbar mit einer Idee von Gleichheit bzw. Demokratisierung verbunden ist - allerdings „im soziologischen, nicht im politischen Sinne“, wie Elias (1990: 196) bemerkt. Denn der Nationalismus überwand die strikte ständische Gesellschaftsordnung des Mittelalters und schloss alle Angehörigen der Nation in gleicher Weise ein, was ihnen hinsichtlich dieses Merkmals den gleichen sozialen Status zuwies (vgl. Estel 1997: 73f.). In diesem Gleichheitsversprechen aller Angehörigen der Nation liegt bis heute ein Grund für die ungebrochene Anziehungs- und Mobilisierungskraft des Nationalismus als Befreiungsideologie, die historisch aufgrund

der im Namen des Nationalismus begangenen Gräueltaten doch eigentlich diskreditiert sein müsste (vgl. Langewiesche 2000: 43).

Im Prozess der Entstehung der alten westlichen Nationalstaaten ist jedoch auch immer wieder die tatsächliche politische Umsetzung des Demokratieversprechens zu erkennen (vgl. Münch 1997: 70f.). Dies war häufig jedoch nicht den vorherrschenden politischen Idealen der Eliten geschuldet, sondern schlicht für das (militärische) Überleben der jungen Nationalstaaten erforderlich. Angesichts der zahlreichen militärischen Herausforderungen und Konflikte im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts waren die Staaten auf die Loyalität ihrer (wehrfähigen) Bürger in zunehmendem Maße angewiesen. Diese Loyalität wurde maßgeblich durch die Gewährung politischer Teilhabechancen erkaufte.

Allerdings darf die aus dem Gleichheitsversprechen resultierende prinzipielle Affinität von Nationalismus und Demokratie nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Nationalismus in der Realität extrem flexibel ist in Bezug auf die herrschende oder angestrebte politische und gesellschaftliche Verfassung (vgl. Wehler 2007: 50). Alleine der Rückblick auf die bewegte Geschichte einzelner europäischer Nationen wie Frankreich oder Deutschland zeigt, dass der Nationalismus Demokratien ebenso als identitätsstiftender Rahmen dienen kann wie autoritären Herrschaftssystemen oder Diktaturen.

Der von den frühen Verfechtern des nationalen Gedankens angestoßene historische Wandel der Legitimationsbasis politischer Herrschaft fand in der amerikanischen und französischen Revolution einen vorläufigen Höhepunkt (vgl. Dann 1993: 45ff., Jung 2010: 76ff.). Hier manifestierte sich erstmals das ‚Staatsvolk‘ als oberster Souverän der politischen Geschicke. Stand im Mittelalter der Begriff des Volkes noch stellvertretend für die formlose Masse oder Menge der Menschen, so entwickelte er in der frühen Neuzeit eine hierarchische Dimension und wurde zu einem Sammelbegriff für die politisch beherrschten Untertanen. In beiden Revolutionen wurde dieser Wandel fortgeführt, indem die politische Hierarchie nun vollends umgekehrt und das Staatsvolk von der Masse der beherrschten Untertanen zur obersten politischen Instanz erhoben wurde. Der Legitimationswandel betraf in dieser Situation die Voraussetzungen der Unterwerfung unter politische Entscheidungen. Denn diese erhielten ihre Legitimation fortan nicht mehr durch die dynastisch oder anderweitig gegebene, letztlich gottgewollte Herrschaft der politischen Entscheidungsträger, sondern dadurch, dass die Führer durch die Verfassung und damit ‚Volkes Wille‘ legitimiert wurden (vgl. Bielefeld 2008: 319). Dies war die politische Geburtsstunde der „Volksnation“ (Langewiesche 2000: 29). In ihr verbirgt sich allerdings ein Paradoxon: Denn das Recht auf Selbstbestimmung des Volkes begründet einerseits den Nationalstaat, wird andererseits rechtlich aber durch diesen konstituiert (vgl. Bielefeld 2008: